

Jeder Nacken, der dein Joch noch trug. —
 Thron und Kronen uns die Welt zerschlug,
 Hat uns dorngekrönt und ausgestoßen,
 Und nun wanken wir einher in Schwächen.
 Furchtbar, furchtbar ist des Herrn Gericht! —
 Nimm uns, Herr, die letzten Kräfte nicht! —

Wehe, wehe, Eitelkeit der Toren!
 Alle Freude haben wir verloren! —
 Lüftern mußten unsre Lieder schallen,
 Gold und Silber unsre Tische tragen,
 Und der Wollust Becher ward nicht leer. — —
 Doch in heiligem Grimme kam der Herr,
 Hat das Gold wie Tongefäß zerschlagen. — —
 Alle goldnen Scherben laßt fallen,
 Wenn euch Gott noch eine Blume bricht!
 Furchtbar, furchtbar ist des Herrn Gericht! —

O Gott, o höre, erhöere die Armen!
 Erlöse sie! Erbarmen! Erbarmen!

Still! — — hörst du die Stimme nicht?

Gottes Stimme, die da spricht:

„Ewiger Vater, woll dich meiner Bitte neigen:
 Gib mir doch dies arme, irre Volk zu eigen! —
 Daß die schwachen Kräfte ihnen nicht versagen,
 Liege ich am Boden, kraftlos und zerschlagen.
 Ihren Torenmantel nehm ich mir zum Kleide,
 Und ich kleide sie in meiner Weisheit Freude; —
 Und ich schmücke sie mit himmlischem Geschmeide:
 Dornenkrone, komm! daß ich die Schmerzen leide! —
 Und ich fülle ihre leeren Hände wieder:
 Quill, mein Lebenssaft, aus Händ und Füßen nieder! —
 Gib sie mir, mein Vater! — Meine Liebe spricht:
 Deine Gnade, guter Gott, sei ihr Gericht! — —

Steig empor, o Sonne! Tag nun brich herein!
 Volk, mein Volk, so bist du mein!“

o o o

Denkzettel.

Von Hermann Bahr.

I.

Sein fünfzigster Todestag ist mir Anlaß zur Entdeckung Adalbert Stifters geworden. Ich fand, daß ich ihn, zu dem ich von klein auf immer in irgend einem Verhältnisse stand, die ganze Zeit verkannt hatte. Daß ihn auch kein anderer noch erkannt hat, war mir ein geringer Trost.

1877 erhielt ich, nach der vierten Gymnasialklasse, seine „Studien“ als Prämium. Ich nahm sie mit dem Mißtrauen hin, das ich damals gegen alles hatte, was von oben kam, von irgendeiner Autorität. Jede war mir verdächtig, mich mir selber entführen zu wollen. Ich wurde das Gefühl nicht los, als ob ich mit lauter unnützen oder doch unwichtigen, jedenfalls unzureichenden, höchstens vorläufigen und mir deshalb wertlosen Kenntnissen abgefunden, um die volle Wahrheit aber, um das Eigentliche, betrogen werden sollte. Eltern, Lehrer, Erzieher schienen sich verschworen zu haben, mir etwas zu verbergen, und gerade das, worauf es mir ankam, das Eigentliche. Ich glaubte sie zuweilen zu ertappen, wie sie durch einen Blick einander warnten, es mir zu verraten. Ich lernte leicht und gut, doch das half mir nichts, ich hatte das Gefühl, daß ich damit nicht weiter kam. Es mußte da noch irgend ein Geheimnis geben, das aber verschwiegen man mir, und ich hielt mich doch für stark genug, es ertragen zu können. Mit der Zeit wurde mir dies fast zur fixen Idee. Daher auch der überwältigende Eindruck, als ich, fünf Jahre später, die Kritik der reinen Vernunft las: das also war das ängstlich vor mir bewahrte Geheimnis, daß alles bloß Schein und nirgends Wahrheit ist!, denn so verstand ich ja Kant zunächst.

Damals aber, nach der vierten, nahm ich also Stifter mit den geringen Erwartungen auf, die mir erlaubte Bücher versprochen. Ich las die drei zierlichen Bände, kann aber nicht sagen, daß sie stark auf mich gewirkt hätten; dem altklugen Knaben kam ihre liebe Stille vielleicht eher töricht vor, sicherlich aber nicht aufregend genug. Denn nach Aufregung, Erhebung durch den Anblick des gewaltigen Schicksals, Erschütterung des von der Enge der kleinen Stadt beklommenen Gemüts stand damals mein ungeduldiger Sinn. Die fand ich aber nur im Theater, bald darauf auch bei den Alten. Die Gestalten Cäsars, des Sallust, gar aber des trojanischen Kampfes ließen mich eine Größe, Kühnheit und Steigerung des Lebens ahnen, wovon in unseren Tagen nur noch auf der Bühne, gar aber, wahrscheinlich, hinter den Kulissen ein Abglanz übrig war, weshalb ich mich auch dann im Obergymnasium Tag um Tag

niemals recht entscheiden konnte ob ich Schauspieler werden sollte, oder klassischer Philologe: diese beiden Formen des Daseins haben noch Jahre lang in mir fortgewirkt. Stifter aber war bald vergessen und bliebs. Das ist ja das Schlimme, wenn man untreu ein Buch liest: man versteht es nicht, bekommt einen falschen Eindruck und behält ihn, man glaubt es ja zu kennen und so liest man es nicht wieder; ich kenne Leute, denen Goethe und Schiller fürs ganze Leben verleidet worden sind, bloß dadurch, daß sie sie zu früh gelesen haben, und gar noch mit dem kläglichen Beigeschmack der Schulpflicht!

Elf Jahre später gab mir eine hochgesinnte, herrlich verehrte Frau den „Nachsommer“ nach Paris mit. Ich hatte Berlin hinter mir, hatte mein Jahr abgedient, hatte meine ersten Bücher geschrieben, der Schauspieler wie der Philologe waren abgetan, Kant und Ibsen und Marx hatten sie verdrängt und ich stand ratlos zwischen Wissenschaft, Kunst und Politik. Ich merkte dem „Nachsommer“ seine Hoheit, seine Würde schon an, doch irgendetwas war damals in mir, was sich wehrte. Zufällig fand ich auf dem Quai d'Orsay, bouquinierend, einmal einen zerlesenen Band von Stifters Briefen, rührend lag er unter den französischen Büchern und wurde für zehn Sous erhandelt. Die Nacht, in der ich ihn las, hoch oben in meiner Dachkammer des alten Studentenhotels auf dem Boul Mich', ist mir unvergessen; es wird auch ein bißchen uneingeständenes Heimweh dabei gewesen sein. Unten kreischten Grisetten, von Vallier heimkehrend, oben las ich Stifter. Mitten in meiner Stendhal-, Flaubert- und Baudelaire-Zeit ergriff es mich tief: auch hier, das fühlte ich, auch bei diesem Linzer Hofrat war Kunst, und eine von so hoher, reiner und vollkommener Art, daß sie den strengsten Forderungen unerbittlicher Artisten gelassen standhielt. Aber freilich eine, die mir nicht helfen konnte, weil ich mir mit ihr nichts anzufangen wußte, für mich selbst, für mein eigenes Werk, und weil sie mich fast erschreckte, denn sie wies von mir weg und so hätte sie mich doch bloß geschwächt, ich mußte mich vor ihr hüten und entzog mich ihrer leisen, aber gefährlichen Macht, indem ich mir das so zurecht legte, hier sei freilich Kunst, und von der höchsten Art, aber Kunst einer Zeit, der wir uns entfremdet, ja in deren Ueberwindung gerade recht eigentlich wir unseren wahren Beruf hätten; eine Kunst, unserer Achtung, Verehrung und Bewunderung würdig, aber die wir fliehen müßten, um nicht von ihr verführt und um uns selbst gebracht zu werden. Und in heller Angst stürzte ich mich wieder auf den homme libre des Barrès, sozusagen als Gegengift (ohne damals noch zu merken, daß gerade Barrès in seinen höchsten Augenblicken zuweilen, wenn der Rothringer aus ihm schlägt, fast einen Hauch Stifters hat).

Das blieb nun jahrelang mein Verhältnis zu Stifter; die „Studien“ las ich nicht wieder, vom „Nachsommer“ aber und von den Briefen ließ ich nicht mehr, wenn ich mich auch der geheimen Furcht, durch ihren stillen Reiz von mir selbst weggeockt zu werden, nie ganz erwehren konnte, ja diesen Reiz fast mit einer Art Erbitterung empfand. Es ging mir, als ich später, längst heimgeliebt, Grillparzer wieder fand, auch mit diesem so, (ja noch ärger eigentlich, weil Stifters künstlerische Vollendung doch den Artisten in mir immer mit allem versöhnte, während Grillparzer diese Höhe ja zuweilen erreicht, aber nicht zu behaupten vermag; die Mäße Flauberts, die Stifter durchaus verträgt, lassen sich da nicht anwenden). Was mich an beiden empörte, war ihr — so schien es mir damals — Ausweichen vor dem Leben selbst, ihre Neigung, beiseite zu stehen, sozusagen in Pension zu gehen, zu resignieren, ihre Beruhigung, die mir schon fast Verjüngung, ihre Stille, die mir mehr Schwäche schien, ihr Verzicht auf die Leidenschaft, die doch allein uns das Leben erst wert macht, und wär's auch um den Preis des Lebens selbst! Ich habe jahrelang mit Ingrimme immer wieder die schönen Verse Rustans zitiert:

„Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel.
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!“

Hier schien mir angerühmt, was mir für ein schimpfliches Erbstück aus dem Vormärz galt: die wienerische Lust, dem Leben lieber aus dem Weg zu gehen und ihm nur von einem sicheren Versteck aus neugierig zuzusehen. Es hat mich damals oft in eine wahre Wut gebracht. Und wenn ich der Nutzenwendung gedanke, die von dieser (übrigens gar nicht in dem Grad als man meint, altösterreichischen und jedenfalls ganz unbarocken) Weisheit Grillparzers und Stifters der praktische Wiener zu machen pflegt, kann ich meinen heiligen Zorn noch heute verstehen. Sie ist nur für den von Wert, der sie sich selber erobert, der sie sich abgerungen, der den Wahn des Lebens Aug in Aug überwinden, nicht für den, der sich von ihm gedrückt hat. Und so hab ich noch jahrelang Stifters Kunst zugleich als die tiefste Beglückung, aber immer noch auch als eine Verlockung, als Gefahr empfunden und so sehr sie mich mit unwiderstehlicher Gewalt unablässig anzog, dennoch einer geheimnisvollen Scheu gehorcht, mich nicht zu weit mit ihr einzulassen. Immerhin war ich im Mai 1902, als zu Salzburg das Stifterdenkmal enthüllt wurde, während ich in derselben Woche zu Linz meine liebe Mutter be-

so weit, daß in dem Brief, der meine Abwesenheit von dem Feste entschuldigte, bekennen durfte: „Ich kann sagen, wenn ich ein Inventar meiner Seele mache, daß es, nach den Alten und neben Shakespeare und Goethe, Stifter und Stelzhamer sind, denen ich meine ganze geistige Existenz recht eigentlich verdanke.“ Dabei war ich aber doch damals noch immer nur erst sozusagen am Rande Stifters. Ich hatte noch einen langen Weg, bis ich hinein fand. Der Weg ging über Goethe, den ich auch längst zu kennen glaubte, während es doch bloß Seitenansichten seines Wesens waren; jetzt aber erschien er mir zum erstenmal im Ganzen und zunächst von der Farbenlehre, dann überhaupt von den naturwissenschaftlichen Aufsätzen aus, besonders von den im 11. Bande der Weimarer Ausgabe gesammelten, gewann ich, mit Hilfe Chamberlains, dessen Goethe-Buch mir zuerst den Eingang ins Innere, ins Innerste wies, den Anblick des ungeheuren Phänomens in seiner vollen Urlebendigkeit, damit aber auch den Ausblick auf eine Kunst, die mir unbekannt geblieben war. Goethe faßt den gesamten deutschen Geist seit der Renaissance in sich auf und — tut ihn ab. Er ist das Schlüsselwort einer ganzen Entwicklung, die aber eben vor diesem Schlüsselwort, sobald es nur ausgesprochen ist, zerfällt. Er ist ihr Ende, doch auch ein Beginn, ein Wiederbeginn: gerade dort, wo die Renaissance ausgegangen und von wo sie aber weggegangen war, setzt er ein und setzt, was durch sie für alle Zeit überwunden schien, wieder ein. Er ist der erste, der, für die Wissenschaft wie für die Kunst, wieder ein in sich selber ruhendes, über menschliche Willkür erhabenes, durch sich selbst wirkendes Gesetz anerkennt, über das Individuum hinaus, über das Individuum empor ringt und versucht, „aus dem Subjektiven zum Objekt durchzubrechen.“ Die große Tat Goethes war, daß er die Herrschaft des Subjektes überwand; und nicht bloß im Subjekt, sondern auch im Objekte selbst, das ja als Erscheinung auch schon wieder subjektiv ist. Er bricht durch, er bricht aus dem Subjekt hervor und bricht auch noch durch das Objekt hinaus, bis er draußen ist, aus beiden, bis er drüben ist, über beiden, bis er dort ist, wo das Ende des Werdens und das Sein des Anfangs ist, und er dort — die Wahrheit erblickt?, nein, aber gewiß wird, daß es eine Wahrheit gibt, über dem Menschen, auch ohne den Menschen, nicht sein Geschöpf, sondern aus eigener Macht, der Zeit entrückt, die ewige Wahrheit. Zur Anerkennung dieser Wahrheit, zur Anerkennung des lebendigen Gottes bricht er durch und ist so auch der erste, dem wieder eine Kunst möglich, aber auch notwendig wird, die nicht, als Ausdruck des Menschen, immer nur den Menschen, sondern, als Botschaft an den Menschen, die Wahrheit bezeugt. In den Annalen, 1810, ist's einmal grandios einfach ausgedrückt: „Das

Subjekt in genauer Erwägung seiner auffassenden und erkennenden Organe, das Objekt als ein allenfalls Erkennbares gegenüber, die Erscheinung . . . in der Mitte; wodurch denn eine Art ganz eigener Forschung bereitet wurde.“ Aber nicht bloß eigener Forschung, sondern auch eigenen Wirkens, eigener Tat! Denn wie der Forscher in ein ganz neues Verhältnis tritt, wenn er sich nicht mehr einfach den Funktionen seiner erkennenden Kräfte überläßt, sondern sich jetzt ein Ziel setzt, nicht ein erst von ihm hervorzubringendes, sondern ein ihm angewiesenes, wenn auch verborgenes Ziel, das Objekt, das er, wenn es ihm auch von der Erscheinung verstellt, verdeckt wird, doch für „allenfalls erkennbar“ hält, so sieht sich nun auch der Künstler von sich und der erschöpfenden Selbstdarstellung weg auf eine Welt gelenkt, die von Ewigkeit her und unerschöpflich in aller Ewigkeit ist. Und so, statt immer nur wieder sich selber abzubilden, darf er jetzt wagen, das „Urbild“ darzustellen. In einem Brief an Mannlich (vom 6. August 1804) spricht Goethe von dem „glücklichsten Augenblicken“, in welchen „die besten Meister sich der höchsten Kunst nähern, wo die Individualität verschwindet und das was durchaus recht ist, hervorgebracht wird“. Er hat also den Glauben an etwas, „was durchaus recht ist“, und auch, daß wir es hervorbringen können, aber freilich erst, wenn „die Individualität verschwindet“. Daher auch sein Begriff künstlerischer Vollkommenheit; so an Zelter am 29. März 1827: „Die Vollendung des Kunstwerkes in sich selbst, ist die ewige unerlässliche Forderung“; und wieder an Zelter am 29. Januar 1830: „Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerks in und an sich selbst; jene denken an eine Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht kümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Colibri hervorbringt.“ Aber wenn es der Forscher in Goethe ist, der dem Künstler den Weg zeigt, so vergilt es ihm die Kunst, die gerade dort, wo die Wissenschaft nicht mehr weiter kann, ihr aushelfend beiträgt. Die Wissenschaft erkennt, daß Wahrheit ist, aber sie muß sich eingestehen, daß sie die Wahrheit selbst nicht unmittelbar von Angesicht erblicken kann, während, was also die Wissenschaft bloß anerkennt, von der Kunst analogisch begriffen, ja ergriffen und den Menschen in Gleichnissen dargebracht werden kann. Der Inhalt der inneren Bildungsgeschichte von Goethes Werken ist ihre Wandlung aus Ausdrücken des Subjekts in Gleichnisse des Objekts (Wahlverwandtschaften, Unterhaltungen deutscher Ausgewandelter und Fausts Himmelfahrt). Diese Lebenstat Goethes, als Summe seines Forschens wie seines Schaffens, ist freilich auch mir unverstänlich geblieben, bis ich den religiösen Urgrund seiner Natur erkannte. Dann aber stand ich vor dem

beschämenden Anblick, daß seine Nation (die ja jetzt eben erst anfängt, die Farbenlehre, sein tiefstes Buch, „ernst“ zu nehmen) noch heute nichts davon weiß. Woriüber er so oft geklagt hat: Daß unter Deutschen „nichts Folge hat“, das ist auch an ihm selber in Erfüllung gegangen; er ist „ohne Folge“ geblieben, er lebt unter uns fort, aber aus Mißverständnissen! Von seiner Entdeckung der Kunst, einer wieder unsubjektiven, allen Affekten, aller Willkür, auch aller Absicht auf Wirkung entzogenen, in sich ruhenden, sich aber auf die Wahrheit selbst gründenden Kunst, von der aus allein auch erst wieder der Aufstieg zu religiöser Kunst möglich wäre, hat niemand Gebrauch gemacht. Niemand? Wirklich seit hundert Jahren niemand? Es schien mir so unbegreiflich als unerträglich. Und ich suchte die ganze deutsche Dichtung ab und da — fand ich Stifter! Und jetzt ging Stifter mir erst auf: er allein, in diesen hundert Jahren, geht den Weg Goethes fort! Muß ich erst sagen, daß er nicht das Maß Goethes hat, daß er seine Höhe niemals erreicht, daß er im Entwerfen und Ausführen, an Geist und Kraft unter ihm bleibt? Aber er geht denselben Weg. Und einmal, wenn auch nur ein einzigesmal, ist seinem reinen Verlangen ein Werk beschieden worden, das goethisch ist: Der Witiko, ein Werk ohne jeden Seitenblick auf äußere Wirkung, nur Vollendung in sich selbst suchend, aber diese findend, das höchste Beispiel völliger Katharsis in Goethes Sinn.

Jetzt aber las ich noch einmal Stifter ganz und maß ihn an jenen aus Goethe gezogenen Forderungen. Er hielt stand und es ergaben sich die folgenden Thesen. Erstens: Die „Studien“ sind wirklich bloß, was sie sich nennen: Vorübungen, Zurüstungen zum Werke. Aber auch hier wird an manchen Stellen eine Meisterschaft erreicht, deren bloßer Begriff schon unserem Schrifttum sonst fremd ist und die „Mappe“ wie der „Abdias“ sind an äußerer und innerer Gestalt von einer Vollkommenheit, die sonst bei uns gar nicht einmal erstrebt wird, von einer Impeccabilität nach den Forderungen Flauberts und der französischen Artisten. Zweitens: Mit dem „Nachsommer“ beginnt die Nachfolge Goethes. Stifter hat mit Goethe das Malerauge gemein, auch er ist ein vollkommener Augenmensch, auch ihm ist der Gesichtssinn „derjenige Sinn, durch welchen er die Außenwelt am vorzüglichsten ergreift.“ Es wiederholt sich an ihm das so seltene Glück der Vereinigung eines Malers mit einem Dichter. (Und auch er ist wie Goethe vielleicht auch als Maler seiner Zeit vorgeeilt.) Ihn trennt von Goethe, daß, wenn ihnen beiden für das was Goethe die „Metaphysik der Erscheinungen“ nennt, die Begabung fehlt, Goethe sich dieses Mangels bewußt war, während Stifter jene Begabung gar nicht einmal vermißt. Aber wieder ganz Goethisch ist seine an-

geborene und dann auch noch bewußt ausgebildete Ehrfurcht und Andacht vor der Natur als einer unablässigen Verkündigung Gottes. Goethisch auch das sichere Gefühl für das ewige Sein hinter dem vergänglichen Werden; ein Gefühl, das beiden recht eigentlich erst der Antrieb zur Kunst als der einzigen Versicherung und Beglaubigung des Seins hinter dem Werden, der Ewigkeit in der Zeit, der Wahrheit im Augenschein wird. Goethisch auch die Gewißheit einer moralischen Bedeutung des eigenen Schicksals wie der ganzen Welt und die Folge daraus: die Verflechtung des Sinnlichen mit dem Sittlichen und das stolze Bewußtsein der inneren Freiheit eben durch die eigene Zustimmung zum Gesetz, das Bewußtsein, wie Goethe das ausdrückt, „gesetzmäßig frei“ zu sein. Drittens: der „Witiko“, in seiner vollkommenen Durchdringung höchster sittlicher mit höchster sinnlicher Schönheit, das zukunftsweisende Werk, Ahnungen unserer Expressionisten vorweg erfüllend, indem hier geschichtliches Ereignis zum Ausdruck eigenen inneren Erlebens geformt, vergessene Wirklichkeit zur bleibenden Wahrheit, zur Idee selbst und zugleich aber aus dieser wieder ein sinnlich greifbares Abenteuer wird. Ferner „der fromme Spruch“, eine Erzählung, durchaus der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter würdig, ja vielleicht an Feinheit, Zartsinn, Anmut und künstlerischer Strenge, Zucht und Abgewogenheit noch höher und so, wie der „Witiko“, ein Vermächtnis, von dem eine ganze Generation künstlerisch leben könnte.

Dies aber, was ich hier andeute, nun auch auszuführen, reichte, selbst wenn ich auf Eigenes verzichtete, mein Leben nicht mehr. Was ein halbes Jahrhundert lang an Stifter verfaßmt worden ist, nachzubolen, geht wohl überhaupt weit über eines Einzelnen Maß. Stifter kann für uns auf unsre Art so fruchtbar werden, wie Goethe den Deutschen in den letzten dreißig Jahren. Nur müßten wir dazu für ihn auch die Arbeit tun, die draußen für Goethe getan worden ist. Und so komm ich wieder auf den längst im Stillen gehegten, immer wieder mutlos verlassenen Plan eines Seminars oder Instituts für österreichischen Geist zurück. Denn wenn der Oesterreicher nur erst einmal mit Oesterreich bekannt würde, wir wären geborgen.

„Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg aus Folge neue Kraft —“

damit hat Goethe das Geheimnis aller geistigen Verjüngung ausgesprochen. Durch Folg aus Folge! Bei uns aber fängt jeder wieder ganz von vorne mit sich an und bis er nur halbwegs aus dem Urschlamm auftaucht, ist das halbe Leben und die beste Kraft vertan.